

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die junge, reiche Offizierswitwe und der dienstfertige Todtengräber

urn:nbn:de:bsz:31-62031

digt wurde. — Einige Bischöfe meinten, wenn der nur den Amts-Sporteln, Kassen-Hals oder Rachen unter seinem Messer hätte!

Die Christophel-Schneider.

(Mit einer Abbildung.)

Vor nicht gar zu langer Zeit kamen in einem Städtchen zwischen Offenburg und Freiburg einige Schneider auf den Einfall, sich Geld zu verschaffen; allein nicht durch Nadel und Schere, ihrem Handwerke gemäß, sondern sie saunten auf ein ganz besonderes Mittel, sich bald in bessere Vermögensumstände versetzt zu sehen. Vielleicht ist dem einen oder dem andern unsrer geneigten Leser das sogenannte, abergläubische Christophelsgeweb bekannt, durch welches man den Fürsten der Unterwelt bewegen könne, daß er einem oder dem andern seiner Verehrer viel Geld verschaffen würde. Dieser Meinung waren nun auch die schon oben erwähnten Schneider, worunter der Schneidemeister L., dessen Frau und zwei Gesellen, nebst einem guten Freund des Schneidemeisters, einen feierlichen Bund mit einander schlossen, um den Versuch anzustellen, sich auch viel Geld zu verschaffen. In dieser Absicht versammelten sich die oben erwähnten Personen jeden Abend in dem Hause des Schneidemeisters L., und beteten da ganz inbrünstig; allein mehrere Tage verstrichen, ohne daß ihr Gebet erhört worden war. Die Schneider glaubten daher, sie hätten die Sache nicht ganz gut angegriffen, und wollten auch schon alle ihre Hoffnung aufgeben. Allein durch das Zureden jenes guten Freundes setzten sie ihre Andacht noch ein ge Tage fort, mit dem festen Glauben, daß sie ihre Sache durchsetzen würden. Während dieser Zeit schien unser oben erwähnte Freund unpäßlich zu werden, und konnte daher der Versammlung nicht beiwohnen, hatte aber heimlich den Plan entworfen, die Schneider während dem Gebete mit dem so erkauften Gede plötzlich zu überraschen, und stellte es folgendermaßen an: Er verummelte sich ganz schwarz, nahm eine beträchtliche Menge Glas- und andere Scherben in einen Sack, legte eine Leiter an dem in das sogenannte Gäßle gehenden kleinen Fenster an, von wo er sowohl das Gebet der

Schneider hören konnte, als auch an das herausgehende Ofenrohr gelangen, in welchem er ein furchtbares Getöse machte, und mitunter seinen Sack schüttelte, daß die zwei Gesellen gleich vor Angst zu Boden fielen, und der Meister davontausen wollte; allein seine Frau hielt ihn davon ab, daß er, bei ihr auf dem Boden kniend, bleiben mußte, neben dem schon bereit gehaltenen Zuber, den sie voll zu erhalten hofften. Plötzlich öffnete sich nun auch das erwähnte Fenster, und der vermeinte L. leerte seinen Sack in den Zuber aus, wo während diesem der Schneider schon bei sich gerechnet hatte, wie viel es ihm treffen könnte. Allein wie erstaunten die Schneider, als sie sich des Schabes bemächtigen wollten, und statt des vermeinten Geldes nichts als alte Scherben und Gläser und sich in ihrer Hoffnung so getäuscht sahen. Die Schneider machten große Augen und gingen dann schweigend auseinander; nur die Schneidersfrau sagte: Wenn es nur Niemand, und besonders der binkende Boie nicht, erfährt, sonst werden wir nur noch brav ausgelacht, und die Leute sagen dann: es wäre ein Bochsreich. H.

Die junge, reiche Offizierswitwe und der dienstfertige Todtengräber.

Einem 60jährigen Hagedol, fiel es zuletzt noch ein, aus Mitleid oder aus Dankbarkeit für genossene Pflege und andere Gefälligkeiten sich mit einem jungen, gefälligen Frauzimmer zu verehelichen.

Wie es solchen alten Junglingen zu geben pflegt, er wurde des Ehestandes bald satt und starb.

Erst ein Jahr nach seinem Tode und Beerdigung besuchte seine junge Wittwe den Todtacker des Städtchens. Zufällig war der Todtengräber mit einem frischen Grab zu graben alldort beschäftigt. Die Wittwe fragte ihn, wo das Grab ihres theuersten Herrn Gemahls sei? Der dienstfertige Todtengräber, ein lutherischer Schnappsbruder, dem schon sein großer Mund nach einem Trunklein für ein halbes Duzend Vierteltchen Fufelschnapps wässerte, bequollte die gnädige junge Frau zu dem Grabe, welches nur einige Schritte vom obern Eingang des Todtackers war,



an der
in der
die, und
die von
en stien
er: allch
er, bei
n mufes
a Zoten
Wichtig
Genitit
ten Ged
esem der
te, wo
wie et
lich der
stark des
Scheren
g so ge
n arafit
aus ein
sagte:
vord der
worden
te Leau
K.

diem

anlet
Barfen
Gefäl
füllig
a gebet
id fan

nd. So
re. Da
in ma
had je
re frag
Herr
emort
füllig
id für
sagte
für
füllig
wort

dabei angekommen sprach er zu ihr, mit dem Zeigefinger binweisend:

„Sehen Sie, Ihr Gnaden! dies das Grab
„Ihres Herrn Gemahls, jenes dort rechts
„das Grab des Herrn von L., jenes
„weiter unten das Grab eines armen Teufels,
„wie ich bin, (er, der Todengräber näm-
„lich,) und das Plätzchen da in der Mitte
„(Schmunzelte er) habe ich für Sie, gnädige
„Frau D., wenn sie bald kommen, auf-
„bewahrt!“ —

Bei diesen Worten stieß die erst recht le-
bensthätige Wittwe einen gellenden Schrei
aus, war mit zwei Sprüngen durch den
obern Eingang des ihr nun verhassten Tod-
tenackers, schalt den Todengräber mit ge-
läufiger, ihr ganz eigentümlicher, humaner
Standesjunge jornaalübend einen groben Ben-
gel zc. zc., und hob über den gekläfferten
Weg, als wenn der Todesengel mit der um-
gekehrten Fackel schon hinter ihr drein ge-
schritten käme; der Todengräber aber blieb
mit weitaufgesperrtem Munde ganz verblüfft
stehen, gedachte der nun verlorenen 6 Bier-
telchen Schnapps, und als er wieder zur
Besinnung kam, rief er ganz erbost für sich
hin: „Warte! dich bekomme ich doch noch
einmal!“

Friedrich der Große und sein Kammerdiener.

Friedrich des Großen Leibkammerdiener,
der ihn immer umgab, durfte weder schrei-
ben noch lesen können. Eines Tages wurde
sein Leibkammerdiener vom Schlag getroffen,
starb plötzlich, und Friedrich befand sich
um einen Stellvertreter in Verlegenheit. Der
König setzte sich an einem Markttage ans Fen-
ster, um die vorübergehenden jungen Bauern-
kerte zu beobachten. Er ließ einen von ih-
nen, der sehr dumm aussah, zu sich berauf-
rufen. Nach einer kleinen Unterhaltung,
woraus der König auf die Dummheit dieses
Bauern schloß, sagte er: „Ich könnte einen
solchen Kerl, wie du bist, in meinen Dien-
sten gebrauchen, er müßte jedoch gut schrei-
ben und lesen können; kannst du das, so sollst
du bei mir bleiben.“ — „Nein,“ antwortete
der Bauer, „um mich hat sich kein Mensch
bekümmert, ich kenne kein gedrucktes und
kein geschriebenes Wort. Was bin ich doch

anglücklich, daß mir ein so schönes Brod an
der Nase gehen muß!“ — Der König freute
sich mit dem Fund nicht wenig und sagte
daß er mit seiner Unwissenheit Mitleiden ha-
be, und er dürste daher dennoch bleiben, es
würde sich schon Arbeit für ihn finden. Der
Bauer küßte voller Freude des Königs Hand
und wurde bald als Leibkammerdiener in-
stillirt.

Unser guter Bauer hatte den König aber
dennoch betrogen; denn da ihm das Schicksal
des vorigen Leibkammerdieners bekannt war,
wie auch die Erfordernisse, die dazu nöthig
waren, eine solche Stelle zu bekleiden, so
mußte er wohl seinen künftigen Herrn mit
seiner verstellten Unwissenheit hintergehen,
wenn ihm diese Stelle zu Theil werden sollte;
und, wie wir gesehen haben, ist es ihm tref-
lich gelungen.

Als Friedrich nach einigen Wochen auf
einem langen Gange in seinem Schlosse auf-
und abspazirte, sah er in einem Winkel ei-
nen Rock seines neuen Leibkammerdieners
hängen, aus dessen Tasche die Ecke eines
Briefes hervorblickte. Der König griff nach
dem Briefe, ging damit in sein Cabinet und
öffnete ihn; von seinem Leibkammerdiener
Heinrich unterzeichnet, findet er folgenden
Inhalt: „Liebe Christine! Gestern konnte
ich nicht kommen, wir hatten große Gesel-
schaft; heute kann ich auch nicht, denn der
Ate ist brummisch; aber morgen.

Dein Heinrich.“

Man kann sich leicht vorstellen, daß diese
Entdeckung dem König nicht gleichgültig war,
und während er über diesen unangenehmen
Vorfall nachdachte, trat der Leibkammerdie-
ner getrost ein. „Heinrich,“ rief der König,
„setz dich!“ — „Das würde sich nicht pas-
sen,“ antwortete der Bauer.

„Setz dich, ich befehle.“ Heinrich setzte
sich nunmehr ruhig hin. Der König gab
ihm eine Feder in die Hand, mit dem Be-
fehl: „Schreib!“

Bauer. Ich kann nicht schreiben, Ew.
Majestät.

König. Du kannst schreiben.

Bauer. Seitdem ich hier im Dienst bin,
habe ich es ja gar nicht lernen dürfen.

König. Schreib! Ich weiß, du kannst
schreiben. Schreibst du nicht, so koste es
dir den Kopf; schreibst du, was ich dir